

2000 Jahre Kunst am Oxus-Fluß in Mittelasien

Die heutige Sowjetrepublik Tadschikistan blickt auf eine reiche Kulturgeschichte zurück. Eine Ausstellung im Völkerkundemuseum München, die bereits letztes Jahr in Zürich gezeigt wurde, präsentiert erstmals die Kulturschätze dieser Region.

Von Karl Jettmar

Als im westlichen Ausland erstmals archäologische Kostbarkeiten aus dem Besitz sowjetischer Museen gezeigt wurden, erregten sie überall Staunen, ja Begeisterung. Besonders das „Gold der Skythen“ hat allerorten Ströme von Besuchern angezogen.



Bild 1: Alexander den Großen als Herakles zeigt diese Elfenbeinschnitzerei aus dem Oxus-Tempel in Tachti Sangin. Sie stammt aus dem dritten Jahrhundert vor Christus und schmückte einst die Scheide eines Votivschwertes, einer sogenannten Machaira.

Jetzt sind solche Ausstellungen fast schon Routine geworden. Vor diesem Hintergrund hat das Museum Rietberg in Zürich, berühmt durch seine hochkarätigen Darbietungen exotischer Kunst, mit der Präsentation von Funden aus der fernen Sowjetrepublik Tadschikistan auch verwöhnten Kennern archäologischer Schätze aus der Sowjetunion noch etwas Besonderes geboten.

Tadschikistan liegt am südöstlichen Rand eines breiten Streifens zwischen dem Iranischen Plateau und dem Nordrand der Steppen. Früher nannte man das Gebiet Westturkestan; in der sowjetischen Literatur heißt es dagegen Mittelasien, weil es nicht nur von Türken bewohnt wird. Ich möchte hier den historisierenden Begriff „Turan“ verwenden, der auch Turkmenien, Usbekistan, Kirgisien und Nordafghanistan einschließt. Die Tadschiken sprechen eine Variante des Persischen.

Abgebrochene Entwicklung zur Hochkultur

Ausgrabungen am Oxus-Fluß (heute: Amu Darja) haben gezeigt, daß in Turan schon im vierten und dritten vorchristlichen Jahrtausend – also in der Bronzezeit – ein dichtes Netz von Agrarsiedlungen, umgeben von Hir-

tenlagern, bestand. Im Zentrum fruchtbarer Oasen bildeten sich erste Städte. Das Bild gleicht mithin dem der Stromkulturen im Alten Orient, zu denen sicherlich Verbindungen bestanden. Karawanenrouten führten in den indischen Pandschab und durch das Tarimbecken bis nach Fernost. Zu den Hirten nördlich vom Kaukasus gab es mehrfach Kontakte.

All das hätte erwarten lassen, daß sich eine Hochkultur entwickeln würde. Statt dessen wurden seit etwa 1800 vor Christus reihenweise Dörfer aufgegeben und Städte verlassen; die verbliebene Restbevölkerung verarmte.

Zur Erklärung hat man bis vor kurzem eine Phase barbarischer Okkupation angenommen. Kriegerische Indo-Iranier, vielleicht aus Südosteuropa, seien eingefallen und dann nach Indien und Zentralasien weitergezogen.

Heute weiß man, daß diese von einer überheblichen Herren-Ideologie inspirierte Vorstellung falsch ist. Indoeuropäische Einwanderer müssen schon im dritten Jahrtausend vor Christus erschienen sein und allmählich ihre Sprachen durchgesetzt haben; um 1800 vor Christus waren sie bereits integriert. Als viel wahrscheinlicher gilt inzwischen, daß klimatische Veränderungen, technische Fortschritte und die zunehmende Vertrautheit mit den großen Haustieren (Pferd, baktrisches Kamel) die Erschließung bisher kaum genutzter Steppen und Hochweiden durch Wanderhirten gestatteten. Damit ergaben sich ungeahnte Expansionsmöglichkeiten, die als noch verlockender erschienen sein mußten als der Eintritt in die Hochkultur. In die bei der Abwanderung nach Indien und Zentralasien geräumten Gebiete rückten Siedler aus den Waldsteppen des Nordens nach.

Eintritt in die Weltgeschichte

Innerhalb einiger Jahrhunderte erholte sich das Gebiet jedoch von dem Aderlaß, und so bildeten sich zu Beginn des ersten Jahrtausends vor Christus auch in Turan Staaten. Sie wurden später zwar in das iranische Großreich der Achämeniden einbezogen, bewahrten jedoch ihre religiöse und politische Eigenart – mehr noch, von Turan aus hat die zoroastrische Reformation die westlichen Iranier (Perser und Meder) erfaßt. Ein Schatz, der am Oxus gefunden wurde, spiegelt also nicht die Abhängigkeit vom Perserreich wider, sondern zeugt vielmehr von einem zweiten Zentrum iranischer Kunst – neben dem medisch-persi-



Bild 2: Diese massiv goldene Gürtelschnalle aus Saksanochur stellt eine Szene aus der

Eberjagd dar. Sie stammt aus dem ersten oder zweiten nachchristlichen Jahrhundert.

schen im Westen und Süden des Plateaus. Die bisher getrennt gesehene Kulturregionen des turanischen Zentrums sind in der Ausstellung erstmals durch Exponate gemeinsam vertreten.

In Turan haben sich nach dem Eroberungszug Alexanders des Großen (356 bis 323 vor Christus) die griechisch-makedonischen Krieger gegen erbitterten Widerstand durchsetzen müssen. Sogdien, das Land am Serafschan, konnte sich wieder befreien. In Baktrien (zu dem das heutige Tadschikistan gehörte) haben die Griechen dagegen ihr eigenes Kulturerbe leidenschaftlich und künstlerisch meisterhaft zur Geltung gebracht (Bilder 1 und 2; siehe auch „Ein Vorposten des Hellenismus in Zentralasien“ von Paul Bernard, *Spektrum der Wissenschaft*, März 1982). Diese Tradition wirkte nach, als einbrechende zentralasiatische Reiterkrieger die Herrschaft der Griechen beendeten.

Im westlichen Iran geschah das schon um 250 vor Christus durch die Parther und ihre nomadischen Bundesgenossen, im Osten erst hundert Jahre später; ein Teil der griechischen Her-

ren wich nach Indien aus. Aber die Eroberer verlegten ihre politischen Zentren bald weiter nach Süden, einerseits nach Westiran und Mesopotamien, andererseits in die Landschaften südlich des Hindukusch, wo das Großreich der Kuschan entstand (Bild 3). Später verlor es seine turanischen Besitzungen an die Hunnen und eine südiranische Dynastie, die Sassaniden.

Zu Erben der turanischen Hochkultur wurden daher die Seßhaften der nördlichen Peripherie: die Sogdier und Choresmier am fernen Aralsee. Die merkwürdige Grenzziehung der Gegenwart mit einer Ausbuchtung Tadschikistans bis in das Gebiet östlich von Samarkand erlaubt es, in der Ausstellung die enorme Lebendigkeit und Erzählfreude jener Wandmalereien vorzuführen, die in Sogdien aus indischen und iranischen Anregungen entstanden sind.

Islamische Genies

Die Araber haben zwar den gesamten turanischen Raum erobert und die einheimischen Kulte ebenso wie die

fremden Religionen – Christentum, Buddhismus und manichäischen Synkretismus – unterdrückt. Dennoch hat es keinen kulturellen Niedergang gegeben; vielmehr wurde eine alte Einheit wieder hergestellt.

Es kam zu einzigartigen Leistungen in Wissenschaft und Literatur: Kein Teil der islamischen Ökumene hat in kurzer Zeit eine solche Anzahl genialer Persönlichkeiten hervorgebracht; zu ihnen gehören der Universalgelehrte Al Biruni (973 bis etwa 1048) und der Philosoph und Arzt Avicenna (arabisch: Ibn Sina, etwa 980 bis 1037). Nicht alle diese Größen sind auf dem Boden des heutigen Tadschikistan geboren; doch waren sie in der

Tradition dieses kleinsten Staates Mittelasiens verwurzelt, so daß dieser sie heute zu Recht für sich reklamiert.

Die vielschichtige Wechselbeziehung zwischen dem Bereich des heutigen Tadschikistan und dem restlichen Mittelasien schafft ein gewisses Problem für diese Ausstellung: Nur mit den Mitteln der Archäologie innerhalb der Grenzen jenes sowjetischen Areals, in dem bis heute eine iranische Sprache dominiert, kann sie ein einst viel größeres Kulturzentrum von weltgeschichtlicher Bedeutung nicht repräsentativ vorführen. Ließe sich hinzufügen, was man in anderen Teilen Mittelasiens und in Afghanistan gefunden hat, dann würde für jeden Betrachter

sichtbar, was hier notgedrungen nur angedeutet ist.

Die Ausstellung, die im Sommer 1989 in Zürich zu sehen war, wird ab März dieses Jahres im Völkerkundemuseum in München gezeigt.

Prof. Dr. Jettmar ist emeritierter Ethnologe am Südasiens-Institut der Universität Heidelberg und leitet dort die Arbeitsstelle „Felsbilder und Inschriften am Karakorum-Highway“; Spektrum der Wissenschaft publizierte von ihm unter anderem „Felsbilder im Karakorum“ (Dezember 1983).
